

Kapitel 6

Lebensstile im Wandel

Das heutige Straßenbild in ungarischen Städten wird bestimmt durch Menschen, die T-Shirts tragen. Bis in die frühen 1970er Jahre hinein waren sie noch eine Seltenheit. Zudem nahmen »brave Bürger«, Vertreter der verstaatlichten Medien oder der Staatsmacht nicht selten Anstoß daran, da eine solche Oberbekleidung in ihren Augen »unsozialistisch« oder gar »amerikanisch« aussah. Herrenoberhemden, meistens weiße, schwarze Herrenkrawatten und Damenblusen galten als die »normale«, schickliche Bekleidung. Allein diese Tatsache drückt schon einen enormen sozialen und kulturellen Wandel aus. Die Entscheidung für den Körper straffende, geknöpfte Hemden oder für T-Shirts, die sich auch an jeden Körper locker, manchmal auch eng anschmiegen, hat Einfluss auf Haltung, Gangart, Bewegung, auf Repräsentation des Geschlechts, sogar auf die Art, den Tagesablauf zu gestalten, zu essen, zu trinken und zu denken: Der Habitus eines Menschen hängt mit der Wahl des zentralen Kleidungsstücks zusammen.

Hinter dieser habituellen Veränderung verbirgt sich eine Pluralisierung der Lebensstile – denn nach wie vor sieht man Männer in Anzügen oder Frauen in Kostümen, die meist einer Bürotätigkeit nachgehen, oder sogar ältere Herren mit Hut und ältere Damen mit Spitzenhandschuhen. Diese Pluralisierung konnte nur durch eine größere individuelle Autonomie, eine Aufweichung allgemeingültiger Regeln und größere Toleranz entstehen. Außerdem verbergen sich tief greifende politische Veränderungen dahinter. Denn anders als etwa in der Sowjetunion ging die ungarische Polizei seit den späten sechziger Jahren nur noch selten gegen Jeans- und T-Shirt-Träger vor. Auch Männer mit langen Haaren und Bärten mussten keine zwangsweise Rasur oder »Beschlagnahme« ihrer Kleidung fürchten. Noch in den fünfziger Jahren waren die Diktatur und ihre »wachsamen« Diener auch in Ungarn gegen Erscheinungen »westlicher Dekadenz« mit manchmal recht brutalen Mitteln vorgegangen. Der englische Kurzname der genannten Kleidungsstücke weist auf einen anderen umfassenden und komplexen Veränderungsprozess hin, den man »Amerikani-

sierung« oder »Verwestlichung« nennen könnte, da sich in den USA zuerst der damit verbundene Lebensstil durchsetzte. Schließlich könnte man anhand des T-Shirts außerdem feststellen, dass die großen Unterschiede zwischen dörflicher und städtischer Kleidung zurückgegangen sind. Ähnlich revolutionär veränderten das Auto und besonders das Fernsehen nicht nur das alltägliche Leben, die Verhaltensweisen und die äußere Erscheinung, sondern vor allem die Wahrnehmung und das Denken der Menschen. Denn die Veränderungen wurden zuallererst durch Bilder und Töne vermittelt – durch Medien wie Radio oder Film und dann vor allem durch das Fernsehen.

Die medialen, ökonomischen und sozialen Symptome beschreiben eine kulturelle Revolution, die mehr oder weniger die ganze Welt erfasste. Die überholte Art der allumfassenden Repression des nordkoreanischen Stalinismus bis zum Anfang des 21. Jahrhunderts zeigt sich auch darin, dass dort das T-Shirt-Tragen immer noch unmöglich ist, während dunkle Anzüge und Kostüme dort weiterhin das karge Straßenbild dominieren. Der Hinweis auf die politische Dimension von Lebensstilen und gesellschaftlichen Normen zeigt einen weiteren Bereich auf, in dem der Staatssozialismus an seinem eigenen Anspruch gescheitert ist. Denn Pluralisierung, Individualisierung, Autonomie sowie Toleranz gegenüber abweichenden Lebensstilen waren in seinem aus der Sowjetunion importierten Modell nicht vorgesehen. Wie haben die Ungarinnen und Ungarn diese kulturelle Zeitenwende erlebt? Gibt es Besonderheiten in ihrem Ablauf und ihren Ergebnissen? In welchem Zusammenhang stehen die umfassenden und komplexen Prozesse mit den in den vorherigen Kapiteln beschriebenen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen?

1. Familien und Geschlechter in den fünfziger Jahren

Die stalinistischen Gesellschafts- und Moralvorstellungen wirken heute merkwürdig konservativ. Die Abwertung von Jazz als »dekadent«, von bestimmten Jugendkulturen als »zersetzend« und besonders deren harte polizeiliche und behördliche Verfolgung, die stalinistische Propaganda mit ihren Massenaufmärschen und ihren bunten, von lächelnden, idealisierten Menschen bevölkerten Plakaten, die Kulte um kommunistische »Führer« und das allgegenwärtige Lob kollektiver Arbeit und »gemeinschaftlichen« Zusammenlebens in Fabriken, auf Kolchosen, in riesigen, »hygienischen« Speisesälen und Kulturpalästen, die Betonung von »nationaler Volkskunst« und Folklore, der Kampf gegen abstrakte Kunst und künstlerische Experimente – all das macht einen seltsamen und oft sogar an den Faschismus erinnernden Eindruck. Waren das nicht auch die mit dem Zweiten Weltkrieg untergegangenen Ideale der Zwi-

schenkriegszeit, etwa jener Männer, die gebrochen aus dem Ersten Weltkrieg zurückkamen, die oft Liberalität und Individualität als gefährliches Chaos empfanden?

Der Befund erscheint deswegen merkwürdig, weil die Stalinisten selbst sich als radikale Revolutionäre, Techniker des sozialen Lebens, ihre Intellektuellen und Dichter als »Ingenieure der menschlichen Seele« verstanden. Schließlich propagierten sie die »Befreiung« der Frau – wenn auch in kollektivistischer und nicht in selbstbestimmter, sondern von Staat und Partei vorgegebener Form. Es war die stalinistische Führung, die das Agrarland mit seinen alten Eliten, mit Fürsten und Grafen, mit der katholischen Kirche, aber auch mit Freimaurern und Freikirchen brutal »aufräumte« und die ungarische Gesellschaft von Grund auf veränderte – allerdings nicht so, wie sie es geplant hatte.

Stalinismus bedeutete nämlich nicht nur Terror und Gewalt, sondern auch eine populistische Anpassung von Propaganda und Politik an scheinbar »volkstümliche« und für nützlich erachtete bürgerlich-sozialtechnische Vorstellungen. Daraus erklärt sich die Bevorzugung der gegenständlichen gegenüber der abstrakten Malerei, die Betonung von »Kultiviertheit« (*kul'turnost*) und Hygiene bei Kleidung, Essen, Wohnen (Einführung weißer Tischdecken, weißer Herrenhemden und Blusen, von Vorhängen und Ähnlichem). Die Sowjetunion sollte nicht nur ein Land mit Industrie, sondern auch mit disziplinierten, »ordentlichen«, »kultivierten« Arbeiterinnen und Arbeitern werden. Experimente mit der Kunst oder der »Befreiung« der Frau und mit neuen Lebensformen, wie sie noch in den 1920er Jahren möglich waren, wurden unter Stalin als »konterrevolutionär« verfolgt und durch die Betonung von Ordnung, Fleiß, Strebsamkeit und Anpassung ersetzt.

Was geschah, als Rákosi und seine Mitstreiter ab 1948/49 das stalinistische Modell auf Ungarn zu übertragen versuchten? Besonders radikal veränderte der Stalinismus, neben der Entmachtung der Eliten, der Zurückdrängung der Privatwirtschaft und der Selbstständigen, vor allem drei Bereiche der Gesellschaft: Erstens führte die sehr rasche Integration von Hunderttausenden von Frauen in den industriellen und agrarischen Arbeitsmarkt zu einem Wandel von Struktur und Bedeutung der Familien- und Geschlechterordnung. Zweitens führten die forcierte Industrialisierung und die erzwungene Kollektivierung zu einer radikalen Umgestaltung besonders des ländlichen Alltags. Drittens verstärkten diese Umwälzungen die Unterschiede zwischen den und innerhalb der Generationen, denn diese erlebten sie entweder als sozialen Aufstieg aus hoffnungsloser Armut oder aber als Zerstörung ihrer Lebensperspektiven. Der von der Ideologie behauptete und von der Propaganda mit allen verfügbaren Mitteln ständig wiederholte Gegensatz zwischen »Altem« und »Neuem«, zwischen »reaktionärer« Vergangenheit und »sozialistischer« Zu-

kunft und der für totalitäre Bewegungen typische Jugendkult trug zur Vertiefung der Gräben zwischen den einzelnen Generationen bei.

Zunächst soll ein Blick auf die strukturellen Veränderungen der Familien geworfen werden. Kurz nach dem Krieg stieg die Zahl der Heiraten und sank das Heiratsalter, da frühere soziale Barrieren, wie sie besonders in der ländlichen Gesellschaft bestanden hatten, nun wegfielen. Nach 1949 betrug es bei Frauen 22,8, bei Männern 26,4 Jahre. Bis Ende der 1970er Jahre heirateten Frauen durchschnittlich bereits mit 20,9, Männer mit 23,8 Jahren. Zugleich gab es eine deutliche Zunahme der Scheidungen. Während 1949 nur 0,9% der Männer und 1,6% der Frauen eine Scheidung hinter sich hatten, waren es 1980 3,7% der Männer, 5,6% der Frauen. Außerdem sank die Zahl der Großfamilien, in denen mehr als zwei Generationen und mehr als sechs Personen zusammenlebten – keine »Tradition«, sondern Folge der extremen Wohnungsnot –, die noch 1949 fast ein Zehntel aller Familien ausmachten, 1990 aber nur noch 1%. Gleichzeitig nahm die Zahl der kinderlosen Paare von einem Viertel (1949) auf ein Drittel (1990) zu. Auch die für den Stalinismus mit seiner permanenten Verbreitung von »Kriegsgefahr« und den Aufrufen zur »Wachsamkeit« gegen »Spione« und »Verräter« typische »aggressive Bevölkerungspolitik« (Valuch) konnten diesen Trend nicht umkehren. Weder das Verbot von Abtreibungen noch die Erschwerung von Scheidungen – ab 1952 fielen etwa die Rechtsinstitutionen der »absoluten Zerrüttung« und der »Einvernehmlichkeit« als Scheidungsgründe weg – trugen zur Erhöhung der Kinderzahlen bei. Erst die sozialpolitischen Maßnahmen unter Kádár mit ihrem umfassenden Betreuungsangebot für Kinder, gesetzlichem Mutterschaftsurlaub und verschiedenen finanziellen Zuwendungen an Familien führten zu einem vorübergehenden Anstieg der Geburten. Langfristig konnte aber der Trend zur Verkleinerung von Familien, zur Vermehrung von kinderlosen Paaren oder Single-Haushalten nicht gestoppt werden. Hierzu trugen komplexe Prozesse des sozialen Aufstiegs, der Urbanisierung, Verbürgerlichung, Individualisierung und ein Mentalitätswandel bei, wie er auch in westlichen Industriegesellschaften zu beobachten war.

Die besonders in Geschlechterfragen – mit Ausnahme des wirtschaftlich und ideologisch bedingten Primats der »Werkätigkeit« der Frau – oft konservative Politik der Partei hing in der Kádárzeit auch damit zusammen, dass sie Konflikte vermeiden wollte. Nach Abschluss der Kollektivierung der Landwirtschaft war das Verhältnis zwischen Partei und den zwangsweise proletarisierten Bauern so schlecht, dass die Parteisekretäre nun dazu neigten, die bestehende Geschlechterordnung zu bestätigen. Nur selten wurden Frauen auch an die Spitze der neuen agrarischen Großbetriebe gewählt. Die Beibehaltung

einer starren Trennung von »männlicher« und »weiblicher« Sphäre sollte seit den 1970er Jahren die Tendenzen zur privatwirtschaftlichen Ausrichtung verstärken. Der eigene Hof, die Familie mit ihrer »traditionellen« Ordnung, die zunächst als Rückzugsbereiche gegenüber dem aufgezwungenen Genossenschaftsleben verteidigt wurden, begünstigten die Vorstellungen von einem landwirtschaftlichen Produzieren für den eigenen Profit. Die damit verbundene Selbstaussbeutung konnte im Rahmen einer konservativen Familienideologie überhöht und daher leichter vermittelt werden.

Eine wichtige strukturelle Voraussetzung für das familiäre Zusammenleben ist aber auch die Wohnungssituation. Diese blieb bis 1960 äußerst schwierig, da der Wohnungsbestand seit 1941 geschrumpft war, während die Bevölkerung zugenommen hatte. Seit der Verstaatlichung von Wohn- und Mietshäusern und größeren Eigentumswohnungen gab es keinen offenen Wohnungsmarkt mehr, Umzüge wurden selten. Wie das folgende Beispiel zeigt, das auf einer Reihe von biographischen Interviews basiert, die der Alltagshistoriker György Majtényi in den Jahren 2000 und 2001 machte, konnten sich die besonderen politischen Rahmenbedingungen, zusammen mit den Grenzen des ungarischen Sozialstaates, die sich etwa in Gestalt des ungelösten Wohnungsproblems zeigten, äußerst negativ auf das Privatleben und das Verhältnis der Geschlechter auswirken:

Nichts schien der Karriere einer Frau, die nach ihrem Studium 1956 das renommierte Lenin-Institut verließ und sofort als Assistentin an einem Lehrstuhl der Budapester Universität eingestellt wurde, im Wege zu stehen. Ihr Mann hatte gerade eine Offiziersstelle an der Militäarakademie erhalten, wodurch das Paar eine ansonsten nur sehr schwer zu bekommende Einraumwohnung mit Küche/Speisekammer, Duschkabine und WC auf einem der Hügel von Buda erhielt. Im Sommer gebar die Frau ein Kind. Trotz der beengten Verhältnisse hofften beide auf eine Zukunft, die sie für ihre Entbehrungen entschädigen würde. Beide erlebten die Demonstrationen und Zusammenstöße im Oktober und November 1956 hautnah mit. Der junge Offizier schlug sich schließlich als »Nationalgardist« auf die Seite der Aufständischen, ohne allerdings an Kämpfen teilzunehmen. Nach dem sowjetischen Einmarsch am 4. November kehrte er nach Hause zurück, psychisch schwer mitgenommen. Da er sich weigerte, eine Treueerklärung an die neue Kádár-Regierung zu unterzeichnen, verlor er seine Stelle. Nach einiger Zeit fand er Arbeit als Maschinenschlosser in einer Fabrik. Seine Ehefrau musste die Universität verlassen und wurde Grundschullehrerin. Beide mussten von nun an bis zur Rente diese Berufe ausüben, ihre Zukunftspläne waren aus politischen Gründen gescheitert. Hinzu traten die Grenzen des neuen Wohlfahrtsstaates. Sie konzentrierten jetzt ihre Energien völlig auf das Familienleben, dieses sollte »eine friedliche Insel« sein. Das

Verhältnis der Eheleute veränderte sich nun grundlegend, wie sich die Frau erinnert: »Die Gleichheit oder Gleichrangigkeit zwischen uns hörte auf, die Existenz des Kindes als objektiver Fakt – und unsere neue Lage – beendete die bisherige Harmonie, der Frieden musste auf andere Weise hergestellt werden. Mein Mann versuchte, sich in das Fach einzuarbeiten, suchte nach besonderen Arbeiten, um die Familie zu erhalten.« Damit hatte die Arbeit, die zuvor noch in die Zukunft gerichtet war, eine andere Bedeutung bekommen, sie richtete sich allein auf die Gegenwart. Nach drei Jahren bekam die Familie Zuwachs, ein zweites Kind. Sie mussten sich eine größere Wohnung suchen, was nur durch Wohnungstausch möglich war. Im Sommer 1961 gelang es durch »Dreiertausch« endlich eine »endgültige Wohnung bis zum Grab« zu bekommen. Die Zweiraumwohnung lag in der trostlosen Wohnsiedlung einer Walzmühle: »Als wir umzogen, weinte ich, als ich die Umgebung sah. [...] Die Ausweglosigkeit bedrückte mich. Es war schon schwer genug, einzusehen, dass wir bloß eine Zweiraumwohnung hatten. Keine Hoffnung auf Veränderung, materiell unmöglich. Nun war es sicher – dachte ich – dass wir hier unser Leben würden verbringen müssen.« Kein »Kühlschranksozialismus«, sondern harte Einschränkungen, selbstgenähte Kleidung, selten durch gekaufte Stücke ergänzt – so sahen die 1960er Jahre für die Familie aus. Die große Nostalgiewelle nach 1989, wie sie im Fernsehen, in der Mode oder im Radio zelebriert wird, kann die Frau nicht nachvollziehen: »Für mich bedeuten die sechziger Jahre vollgepfropfte Beweglichkeit, vollgepfropft mit Sorgen, Freuden, Kummer.«

Auch wenn es sich im geschilderten Fall um ein Einzelschicksal handelt, so gibt es dennoch Auskunft darüber, dass sich Geschlechterverhältnisse, Rollenverteilungen in einem komplexen Wechselspiel zwischen politischen Vorgaben, sozialen Bedingungen und immer wieder neu verhandelten »Traditionen« und Praktiken gestalteten. Die von Partei und Staat ausgegebenen Parolen der »Gleichheit« der »werktätigen Frau« waren jedenfalls in vielen Fällen wenig hilfreich, denn sie hatten oft nicht viel mit den Lebenserfahrungen zu tun. So zählte die Verfasserin von populären Ratgebern, Mária Pataki, noch 1956 begeistert auf: »Kinderkrippen, Kindergärten, Tagesheime, Betriebsküchen, Haushaltsmaschinen, Fertiggerichte, Konserven, Ladenöffnungszeiten und vieles mehr – alles hilft den werktätigen Hausfrauen. [...] Die Verwirklichung des Sozialismus wird die Last der Hausarbeit von den Schultern der Frauen nehmen.«

Dass die Hausarbeit aber »Frauensache« blieb, bestätigte die Autorin stillschweigend. In der statistisch nachweisbaren Weigerung der meisten Männer, sich an derselben zu beteiligen, sieht die Soziologin Ildikó Asztalos-Morell einen der zwei hauptsächlichen Gründe für die Reproduktion der Geschlechterordnung im Staatssozialismus trotz der besonders hohen Erwerbstätigkeit von Frauen. Außerdem sei die Arbeitswelt selbst stark geschlechterspezifisch

aufgeteilt gewesen. Geschlechtersegregation bestand in der Lohnarbeit, in der zweiten Wirtschaft und im Haushalt weiter. So verstärkte das staatssozialistische Rechtssystem bestimmte Vorstellungen von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« – besonders in der Landwirtschaft.

Erst die Generation jener Frauen und Männer, die ab den frühen 1960er Jahren ins Erwerbsleben eintraten, konnten mit etwas besseren Zukunftsaussichten rechnen. Zumindest bis Mitte/Ende der 1970er Jahre stiegen die Löhne, gab es mehr, wenn auch nie genug Wohnungen und verbesserten sich auch die Konsummöglichkeiten. Allerdings waren die Führungspositionen nur mit solchen männlichen Angehörigen der »Aufbaugeneration« besetzt, die keine politischen Schwierigkeiten hatten. Die aus Arbeiter- und armen Bauernfamilien stammenden, während der stalinistischen Aufbaujahre in besonderen Schnellkursen oder Parteischulen ausgebildeten Kader sollten bis Mitte der 1980er Jahre die wichtigsten Positionen besetzen, so dass der sozialen Mobilität der ersten Nachkriegsgenerationen enge Grenzen gesetzt waren. Allerdings sollten sich diesen ganz neue Erfahrungsmöglichkeiten außerhalb der Arbeitswelt eröffnen, von denen die Ideologen des Staatssozialismus noch mehr überrascht wurden als konservative Kulturkritiker in der westlichen Welt.

2. Eine sozialistische Konsumgesellschaft? »Gulasch«- und »Kühlschrank«-Kommunismus, Westreisen und Ferienhäuser

Bis Ende der 1950er Jahre war die Lebenswelt der innerhalb der Landesgrenzen eingeschlossenen Ungarinnen und Ungarn durch Kargheit, Notlösungen und geringe Vielfalt gekennzeichnet. Dies hing mit dem stalinistischen Modell einer forcierten Industrialisierung zusammen, in dem der Konsum zugunsten von industrieller Produktion und Investition zurückgestellt wurde. Mit Chruschtschows schillernder Parole vom »Überholen ohne einzuholen« sollte das sowjetische Modell seit 1957 so umgebaut werden, dass es das kapitalistische auf dem Gebiet des Konsums überflügeln könnte, allerdings ohne es zu imitieren. Auch war nur daran gedacht, die Leistungen der Industriearbeiter durch Erhöhung des Konsums zu erhöhen, nicht an Konsum als Selbstzweck.

Die Ergebnisse der Versuche, »sozialistische Konsumgesellschaften« zu schaffen, zeitigten eher begrenzte Erfolge. Selbst in Ungarn, wo die Abkehr vom stärker auf Industrialisierung und Produktion konzentrierten stalinistischen Sozialismusmodell gerade nach 1956 besonders intensiv betrieben wurde, führte es zu einer verstärkten Systemkonkurrenz mit Westeuropa, die gerade auf dem Gebiet des Konsums nicht gewonnen werden konnte. Zudem muss der Begriff »Konsumgesellschaft« im Vergleich zu den westlichen Ge-

sellschaften differenziert werden, wo er oft verstanden wurde als eine Gesellschaftsform, die der »Industriegesellschaft« nachfolgt. Im Fall der sozialistischen Länder müsste eher von konsumorientierten Industriegesellschaften gesprochen werden. Trotz dieser Einschränkungen bewirkten die Veränderungen der Wirtschafts- und Sozialpolitik seit Anfang der 1960er Jahre eine deutliche Veränderung der ungarischen Gesellschaft und des Alltags.

Nach der mühsamen Beseitigung der Kriegsschäden trug die Wirtschaftspolitik aufgrund ihrer Fixierung auf die Schaffung von Rüstungsgütern zunächst nur wenig zu einer farbigeren Gestaltung von Wohnung, Arbeitsplatz und öffentlichem Raum bei. Erst in den Sechzigern erlebten die Ungarinnen und Ungarn ihre »Fresswelle«, wovon sich auch der eigentlich nicht besonders schmeichelhafte Begriff »Gulaschkommunismus« ableitet. Im darauffolgenden Jahrzehnt erreichte die Kaufkraft und die planwirtschaftliche Produktion von Konsumgütern schließlich ein solches Niveau, dass nun auch die Wohnungsausstattung modernisiert werden konnte. Katalin S. Nagy, Verfasserin einer berühmt gewordenen Studie über Wohnungskultur in den 1970er Jahren, nannte diese Phase treffend den »Kühlschränkkommunismus« (*fridsziderkommunizmus*). »Gulasch« und »Kühlschrank« bezeichnen somit Phasen eines umfassenden, Generationen übergreifenden Prozesses, der das bis in das erste Nachkriegsjahrzehnt noch dominierende Versorgungsdenken durch eine neue Konsumhaltung ersetzte.

Wie Martha Lampland beobachtet hat, führten die mit der Kollektivierung entstehenden Großstrukturen im Agrarsektor zu einer stärkeren Trennung von Arbeits- und Privatsphäre, zur Entstehung des für die Konsumgesellschaft notwendigen Raums für Freizeit und Erholung. Ähnliches erlebten seit den sechziger Jahren auch Industriearbeiter. Eine rasche Erhöhung des Lebensstandards hatte der Fünfjahrplan 1960–1964 vorgesehen.

Gegenüber den 1950er Jahren verdoppelten sich im nächsten Jahrzehnt die Ausgaben für Haushaltswaren, außerdem wurden nun Möbel, Fahrräder, Öfen, Motorräder und Radios massenhaft gekauft. An erster Stelle rangierten jedoch Waschmaschinen, Wäschetrockner, Kühlschränke und Fernsehgeräte. In den Siebzigern begann der Siegeszug des PKW, besonders in Budapest. Dort verkehrte 1985 die Hälfte aller ungarischen PKW bei einem Fünftel der Bevölkerung. Bis Mitte der 1960er Jahre war der Zuwachs der Autos noch langsam, dann beschleunigte er sich (Tab. 8). Doch die weitere Zunahme nach 1990 macht auch deutlich, wie sehr die Automobilisierung der ungarischen Gesellschaft hinter westlichen Ländern zurückgeblieben war. Von nun an bestimmten außerdem wie im Westen Qualität und Herkunft des Autos über sein soziales und symbolisches Kapital – noch vor 1989 genügte meistens der schiere Besitz eines Wagens, um das soziale Prestige zu erhöhen. Konsequenterweise verband

die erste ungarische Autobahn (M 7), die 1975 erbaut wurde, Budapest mit dem beliebtesten Ferien- und Ausflugsziel der Hauptstädter, mit dem Balaton. 1978 entstand die zweite Autobahn (M 3) zwischen Budapest und Gödöllő.

Die sechziger Jahre markieren ein Jahrzehnt, in dem die Ausstattung mit langlebigen Konsumgütern sich exorbitant verbreitete. Die beiden am stärksten auf die Lebensstile einwirkenden Waren mit hohem Symbolwert, Privatautos und Fernsehgeräte (hier allerdings nur als Fernsehabonnements gezählt), fanden in dieser Zeit den Weg in zahlreiche Haushalte. Zunächst die Fernseher, die mit 1,8 Millionen Haushalten bis 1970 schon über die Hälfte der ungarischen Wohnzimmer und bis 1980 beinahe die gesamte Gesellschaft erreichten. In diesem Jahr, als mit dem »Super Kolor« der erste ungarische Farbfernseher aus Székesfehérvár (Marke *Videóton*) vom Band lief, erreichte die Versorgung mit Fernsehgeräten die Sättigungsgrenze. Bis 1990 nahm die Zahl der Abonnenten kaum noch zu. Dass diese Zahl nach 1990 deutlich zurückging, hängt mit der massenhaften Verbreitung von Satelliten-»Schüsseln« zusammen, die das System staatlicher, bald privater Fernsehversorgung via Hausantenne bzw. Kabel relativierte. Eine Sender- und Programmrevolution wurde schließlich durch die rasche Ausbreitung von zahlreichen Privatprogrammen des In- und Auslands, v. a. aus Deutschland, ausgelöst. Auch bei privaten PKW markieren die sechziger Jahre die Zeit der schnellsten Ausbreitung, allerdings scheint hier erst mit der Jahrtausendwende der Zustand der Sättigung eingetreten zu sein.

Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre erlebte Ungarn die »goldenen Jahre« des Staatssozialismus mit bisher nie erreichten Reallohnzuwachsen. Der wachsende Wohlstand schaffte auch die strukturellen Voraussetzungen für Veränderungen in Arbeitswelt, Familie und Freizeit. In den 1970er Jahren verbreiterte und etablierte sich das Phänomen, dass sich immer mehr, zumeist junge Menschen, nicht mehr über ihre Arbeit, ihre Familie oder soziale

Tabelle 8: PKW- und TV-Besitz in Ungarn 1950–2000 (in 1000)

Jahr	PKW	Zuwachs	TV-Abonnenten	Zuwachs
1950	13		-	
1960	31	+ 138 %	104	-
1970	239	+ 671 %	1.769	+ 1601 %
1980	1.013	+ 324 %	2.866	+ 620 %
1990	1.945	+ 92 %	2.930	+ 2 %
2000	2.347	+ 21 %	2.649	- 9 %

Quelle: Eig. Berechnungen nach: Magyar Statisztikai Évkönyv 2002, KSH: Budapest 2003, S. 19, 20.

Herkunft wie noch in den fünfziger Jahren definierten, sondern als Teil einer, wenn auch noch nicht voll entwickelten »Konsumgesellschaft«, in der sie soziale und kulturelle Differenzen über Wohnformen, Freizeitgestaltung, Konsumgewohnheiten und symbolische Ausdrucksweisen kommunizierten. Diese Konsumorientierung war eine Art des Zusammenlebens, das sich mit dem nachstalinistischen Staatssozialismus gerade noch vereinbaren ließ, da dieser nicht mehr den »neuen sozialistischen Menschen« des heroischen Konsumverzichts und der aufopfernden Arbeit für die Gemeinschaft forderte. Nach den Worten des Soziologen Elemér Hankiss entstand mit der »Revolution der Kühlschränke, Trabant-Autos und Wochenendgärten« ein »schattenwirtschaftendes Kleinbürgertum« (*másodikgazdaságos kispolgárság*), und ein sozialer Konsens auf Basis der sozialistischen Konsumgesellschaft wurde möglich.

Aber ihre ökonomische Realisierung stieß langfristig auf immer neue Probleme. Die Reformen der Planwirtschaft sollten eine Antwort auf das zunehmende Zurückbleiben hinter den dynamischeren kapitalistischen Ländern sein. Langfristig verschärfte sie aber nur den Wettbewerb, denn sie liefen auf eine Anerkennung der Werte des Konsumismus hinaus, die die Bevölkerung schon längst verinnerlicht hatte. Die von den sozialistischen Ländern produzierten Waren und Dienstleistungen erhielten zunehmend den Charakter von billigen Surrogaten für die »eentlichen«, westlichen Waren mit ihrem hohen symbolischen und kommunikativen Wert. Ende 1960 richtete der Staat die ersten 200 Selbstbedienungsläden ein, deren Benutzung die Käuferinnen und Käufer allerdings erst noch lernen mussten. 1961 gab es bereits 1.300 von diesen. In den späten 1970er Jahren kam es auch in Ungarn zu einer »Boutiquisierung« der »Cities«, die vor allem Bürger der DDR und der Sowjetunion als »paradiesisch« wahrnahmen. Viele Ungarinnen und Ungarn kannten aus eigenen Westreisen oder von Erzählungen bereits westliche Kauflandschaften, die selbst die Váci utca in Budapest weit in den Schatten stellten.

Seit dem März 1961 konnten Ungarn, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten, mit einem Reisepass ins westliche Ausland reisen. Bereits ein Jahr zuvor, als der Visumzwang für Reisen in die Tschechoslowakei fiel, hatte das Gefühl des Eingeschlossenseins erstmals etwas nachgelassen, das die Massenfucht von Hunderttausenden in den Westen noch verstärkt hatte. Doch für den Antrag auf einen Reisepass, der die Ausreise in befreundete Nachbarstaaten mit Visumpflicht ermöglichte, benötigte man weiterhin einen Vorschlag des Arbeitgeberers in zweifacher Ausführung sowie ein mit polizeilichem Sichtvermerk versehenes Einladungsschreiben von Verwandten. Den Reisepass erhielten nicht alle Bürger und für Westreisen benötigte man außerdem Devisen, was die größte Hürde darstellte. Das System war aber wesentlich geschmeidiger und kostengünstiger als die militarisierte Lösung des Westreise-

problems, wie sie etwa die DDR versuchte. Im Jahr 1970 reisten bereits 180.000 Ungarinnen und Ungarn ins »nichtsozialistische« Ausland, während das Gros der Reisenden, 790.000, weiterhin die »Bruderländer« besuchte. Die Zahl der Westreisen stieg in den nächsten Jahren nur ganz allmählich an, sie verdoppelte sich etwa bis 1978 (340.000) und vervierfachte sich bis 1984, als schon über eine Halbe Million Ungarn (570.000) den »Eisernen Vorhang« überschreiten durfte. Zunächst geschah dies in Form organisierter Bus- oder Flugreisen, für die eigene Reisepässe ausgestellt werden mussten. Zugleich erhöhte sich der Anteil der Ausgaben ungarischer Touristen in westlichen Ländern und Jugoslawien an den Gesamtausgaben für Auslandsreisen von 33 % (1975) auf 61 % (1984). Bereits Mitte der 1980er Jahre kamen Ungarn in Massen über das Wochenende zum Einkaufen in den 6. Wiener Bezirk Mariahilf, den die Boulevardpresse daraufhin in »Magyarenhilfe« umtaufte. Das österreichische Massenblatt »Kurier« berichtete alarmierend, am 7. November 1988 hätten 100.000 Ungarn mit 560 Reisebussen und 20.000 Privatautos Wien »gestürmt«. Ironischerweise war dies der alljährlich begangene Feiertag aus Anlass des Beginns der »Großen Sozialistischen Oktoberrevolution«. Seit dem 1. Januar 1988 galt für Ungarn die völlige Reisefreiheit. Schon zuvor hatte aber der Zustrom von Touristen nach Ungarn zugenommen. 1996 registrierten die Statistiker bereits 40 Millionen Besucher aus aller Welt, davon 3,8 Millionen Deutsche.

Der einige Monate explosionsartig ansteigende Einkaufstourismus hat die Schwäche der inzwischen zwar reformierten, aber dennoch hinter den schneller zunehmenden Bedürfnissen hinterherhinkenden Planwirtschaft schlagartig deutlich gemacht. So gab es zwar seit 1978 Levi's-Jeans aus amerikanisch-ungarischer Joint-Venture-Produktion, weil die »trapper farmer«, Jeans aus der Produktion der staatlichen Textilindustrie, aufgrund ihrer offensichtlichen ästhetischen und stofflichen Eigenschaften mit westlichen Modellen nicht konkurrieren konnten. Aber mit jedem neuen Produkt stiegen wiederum die Ansprüche, die ja auch mit der Notwendigkeit zur habituellen Differenzierung zusammenhingen. Wenn sich die Menschen immer mehr durch ihre Konsumgewohnheiten voneinander unterschieden, so mussten diese Unterschiede immer feiner werden, daher stieg mit jeder neuen Konsummöglichkeit auch das Bedürfnis nach weiteren Waren, die zur Distinktion geeignet waren.

Wichtiger als die Westreisen blieb aber lange Zeit der ungarische Binnentourismus. Im Laufe der 1970er Jahre fand das englische Wort »Weekend« Eingang in die ungarische Sprache, vor allem als Verb »vikendezni« (das Weekend verbringen). Meistens wurde das Wochenende auf dem »telek« (Grundstück), dem Schrebergarten mit »Datsche« verbracht. Nach der Volkszählung von 1980 gab es damals bereits 116.500 private Wochenendhäuser, von denen fast ein Drittel mit mindestens drei und mehr Zimmern recht groß ausfiel. Der Staat

versuchte, diesem Trend, der in den sechziger Jahren begonnen hatte, Einhalt zu gebieten. 1970 verbot ein Gesetz, dass eine Familie mehr als ein Haus und ein »Erholungsobjekt« besitzen durfte. Ab 1975 wurden Maximalgrößen festgelegt. Seit 1977 wurde der Verkauf von staatlichen Grundstücken an Private eingeschränkt. All diese Maßnahmen leisteten jedoch nur der trickreichen Umgehung der Vorschriften Vorschub, die der Mithilfe von Bekannten und Freunden in den verschiedenen Behörden bedurfte. Erst das deutliche Absinken des Lebensstandards in der Wirtschaftskrise der achtziger und neunziger Jahre beendete den Boom, an dem sich immer weniger Menschen beteiligen konnten.

3. Der kulturelle Aufbruch der sechziger Jahre: Mode, Beat-Welle und Fußball

Seit den frühen sechziger Jahren vollzog sich auch der anfangs erwähnte revolutionäre Umbruch in der Art und Weise, sich zu kleiden. Diesem waren auch strukturelle und politische Veränderungen vorangegangen. Nachdem die ungarische Mode und Textilindustrie zwischen 1946 und 1949 eine kurzzeitige Blüte erlebt hatten, drängten die wirtschaftspolitischen Weichenstellungen im Zeichen des Stalinismus die Textilproduktion wieder deutlich zurück, so dass sich die knapp werdende Ware deutlich verteuerte. Die Propaganda richtete sich nun gegen die »herausgeputzte Dame«. Bereits Ende 1947 hatte die »Ungarische Gewerkschaft für Mode entwerfende Künstler« verkündet: »Die werktätigen Frauen benötigen natürlich ganz andere Kleidungsstücke im Alltagsleben als die »Zierdame«. Die Aufgabe der modernen Gestalterin ist es, für Millionen und Abermillionen Frauen schöne und praktische Kleider zu entwerfen, die den Wünschen von Millionen und Abermillionen werktätigen Frauen im Leben, im Heim, bei der Arbeit, beim Sport und bei festlichen Anlässen entsprechen.«

Die von der Partei betriebene Kollektivierung der Bedürfnisse basierte auf einem puritanischen Arbeitsethos, das aus den Massenvorstellungen und Erfahrungen der Industrialisierung seit der Jahrhundertwende hervorgegangen war und sich besonders während des Ersten Weltkriegs verbreitet hatte. Tiefe Dekolletés, Hüte, Krawatten für Frauen, Mode als »l'art pour l'art« wurden als »bourgeoise« oder »kleinbürgerliche«, »reaktionäre« Relikte der Vergangenheit verteufelt. Dagegen betonten die Kader in den Planungsstäben der Textilfachschulen und Kleiderfabriken Werte wie »Hygiene« und »Gesundheit«, propagierten einen uniformierten Habitus und eine disziplinierte, maskuline Körperlichkeit. Die damals gebräuchlichen dicken, dunkelblauen Overalls oder Schürzen der Fabrikarbeiterinnen und die dunkelgrünen Lodenmäntel kamen diesen Vorstellungen eines gepanzerten Frauenkörpers entgegen. Nur die

»Gecken« (in Österreich: »Schlurf«)-Mode (ungarisch: *jampec*) mit ihren Röhrenhosen, bunten Hemden und hochhackigen Schuhen bildete eine Ausnahme, die sich aber auch nur wenige leisten konnten. Dies war aber wohl gemerkt die Sicht der Parteikader, die 1950 Modesalons durch eine Institution mit dem aussagekräftigen Namen »Planungsbetrieb der Kleidungsindustrie« (*Ruhaipari Tervező Vállalat*) ersetzen, was später wohlklingender in »Ungarisches Modemuseum« umbenannt wurde. Ihre Modeschauen fanden unter den gestrengen Blicken der allgegenwärtigen Dreifaltigkeit, der Portraits von Rákosi, Lenin und (zuoberst) Stalin statt.

Doch scheiterte die geplante Uniformierung, die sich bei der Herrenoberbekleidung an »proletarischen« Modellen orientierte, schlicht an der Mangelwirtschaft und dem in den frühen 1950er Jahren gesunkenen Lebensstandard. Im Herbst 1956 besaßen 13,3% der Arbeiter keinen Wintermantel, fast die Hälfte keinen zweiten Stoffanzug, ein Drittel der Frauen nur ein Stoffkleid. Bereits 1957, im Zuge der ersten Konsumgüter-Offensive des Regimes zur Beruhigung der Bevölkerung, kamen neue Textilprodukte, die statt stalinistischem Grauschleier farbigere, »weiblichere« Modelle abbildeten, in die staatlichen Läden, zumeist jedoch in schlechter Qualität und in zu geringen Mengen. Nylonblusen und -strümpfe sowie modische Damenmäntel in der aktuellen »Zeltlinie« (*»orkán«*) gelangten als Schmuggelware über die nicht mehr ganz so hermetisch geschlossenen Grenzen, besonders aus Jugoslawien.

Anfang der Sechziger mehrten sich innerhalb der Partei und der staatlichen Modeindustrie Stimmen, die sich gegen den in der Gesellschaft verbreiteten Konservatismus richteten. Die Haushaltsratgeber forderten nun bequeme und saubere, aber auch modische und geschmackvolle Kleidung. Auch dies konnte ideologisch begründet werden. Nun ging es nicht mehr darum, die Arbeitsgesellschaft uniform und praktisch zu kleiden, sondern die Mode als einstige Bastion der oberen Schichten für die Werktätigen zu erstürmen. Das klang fast schon wie eine Anwendung der Kádár'schen Formel: »Wer nicht gegen uns ist, ist für uns!«, welche die stalinistische Feind- und Spionageparanoia in ihr Gegenteil verkehrte. Der neue Kurs dachte die Gesellschaft und die Repräsentation der Geschlechter nicht mehr nur ausschließlich von der Arbeit her, sondern unterschied erstmals zwischen Arbeit und »wohlverdienter« Freizeit, die mehr sein sollte als bloße Wiederherstellung von Arbeitskraft. Die im Staatssozialismus bis 1989 allgegenwärtige Schürze, die jede Frau in ein weibliches Arbeitswesen verwandelte, sollte, da sie bequem und praktisch war »bei der Hausarbeit, beim Putzen, beim Hoffegen und anderen »äußeren« Arbeiten getragen werden – aber nach Beendigung der Arbeit zieht Ihr sie aus!«

Obwohl die Angebote der modernisierten Diktatur nach 1956 weiterhin nur sehr begrenzt auf modische Bedürfnisse eingehen konnten, sagte sie den nun

als rückschrittlich angesehenen Verhaltensweisen der Stalinzeit den Kampf an. Die begrenzte Öffnung des Landes für Informationen aus nichtsozialistischen Staaten, Filme, Radiosender, Touristen und auf Besuch kommende Exilanten aus dem Westen brachten bereits Anfang der Sechziger außerdem neue Ausdrucksformen nach Ungarn, die dort zunächst in einigen jugendlichen Subkulturen begeisterte Aufnahme fanden.

Eines der wichtigsten Medien, das zur raschen Verbreitung neuer Sicht-, Denk- und Verhaltensweisen beitrug, war die Musik und die damit verbundene Jugendkultur. Im Vergleich zu anderen sozialistischen Ländern sollte Ungarn aufgrund der relativen Offenheit und Toleranz der dortigen Parteidiktatur auf diesem Gebiet eine Vorreiterrolle spielen. Zwar gab es auch dort zahlreiche Parteifunktionäre, oder aber nicht unbedingt der Partei nahestehende Fürsprecher konservativer, kulturkritischer Vorstellungen von Musik, Unterhaltung, »Sittlichkeit«, die in Kulturbehörden, Medien oder einfach nur als Leserbriefschreiber oder »schweigende Mehrheit« gegen die neuen »dekadenten«, »amerikanischen« Jugendkulturen protestierten. Doch fanden sich auch immer wieder Fürsprecher, Unterstützer oder einfach Unternehmer, die aus Sympathie, Gewinnstreben oder aufgrund einer bestimmten, nach Westen gewandten kulturellen Orientierung dafür sorgten, dass Verbote umgangen oder aufgehoben wurden, dass bestimmte Musikstücke im Radio gespielt wurden, dass Bands in Schulen oder Tanzschulen oder an anderen öffentlichen Orten oder im Fernsehen auftreten durften oder Instrumente erhielten. Die marxistisch-leninistische Ideologie, deren gültige Auslegung im Zuge der Entstalinisierung schwieriger geworden war, da nun zumindest einige Interpretationen nicht von vornherein als »feindlich« diskreditiert werden konnten (man denke nur an die Anerkennung des jugoslawischen, später des chinesischen »Wegs« zum Sozialismus), bot keine feste Grundlage für die Beurteilung neuer kultureller Phänomene mehr. So konnte die »Elvis-Begeisterung« auch als »Revolution der verwöhnten amerikanischen Jugend gegen die bürgerliche Langeweile« verstanden werden, wie die Zeitschrift des Kommunistischen Jugendverbandes, »Magyar Ifjúság« (Ungarische Jugend) am 2. Februar 1957 schrieb. Die bloße Thematisierung des Phänomens mit Bezug auf die westliche Presse – der Artikel zitierte kritische Artikel der »New York Times« und des »Spiegel« – zeigt, wie sehr sich die ungarischen Medienvertreter als Teil einer globalen Medienwelt verstanden, wenn auch mit eigenem Standpunkt, wodurch sich auch die Jugendlichen, die sich angesprochen fühlten, als Teil einer globalen Entwicklung, die im Westen ihren Ausgang nahm, wahrnehmen konnten. Alle nachfolgenden Kampagnen gegen den »geschmacklosen« amerikanischen Trend resultierten immer wieder in einer weiteren Verbreitung von Informationen, die von den »Konsumenten« der neuen Musik in durchaus aktiver Wei-

se genutzt werden konnten. Die westlichen Jugendkulturen erwiesen sich für die kommunistischen Parteien als Hydra, als ein Monster, dem aus abgeschlagenen Köpfen stets neue Köpfe wuchsen – aber die Partei war kein Herkules, der das Rätsel des Kampfes gegen einen solchen Gegner durch List zu lösen vermochte. Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre kannten schon zahlreiche Jugendliche die verschiedensten Stücke und Interpreten der neuesten westlichen Musik und begannen, selbst aktiv zu werden. Lajos Illés, einer der Gründerväter der ungarischen Rockmusik, der seit 1955 in eigenen Bands spielte, erinnerte sich: »1956 beendete ich die achte Klasse und kam ins Gymi. Na, und schon bald schickten die ersten Dissidenten [1956 aus Ungarn in den Westen Geflohene] Schallplatten nach Hause. Damals hörten wir erstmals die neue Musik, Elvis Presley, Jerry Lee Lewis, Bill Haley und die anderen. Wirklich gute Rock-and-Roll-Musik. Die revolutionierte die ganze bisherige existierende Musik. Es gab Swing und Tango, ich erinnere mich. Wir hatten Glück, dass wir genau in dieser Zeit groß wurden [...] Wir spielten völlig spontan drauf los. Drei, vier Leute kamen zusammen, die nicht nur Musik hören, sondern auch machen wollten. Und das war möglich, weil die Musik nicht schwierig war. Genau in ihrer Primitivität lag ihre Kraft. Im Rhythmus!«

Die Beat-Welle, die in Ungarn Mitte der Sechziger – mit einigen Jahren Verzögerung gegenüber dem Pionierland England – den ersten Durchbruch einer modernen Jugendkultur brachte, wies weitere Besonderheiten auf. Anders als in den Ursprungsländern USA und Großbritannien war sie eine Sache der Gymnasiasten und Studenten, während sich jugendliche Arbeiter erst später aktiv und stilbildend an den kulturellen Umwälzungen beteiligen sollten. Die erste Nachkriegsgeneration, die um das Kriegsende herum geboren wurde, hatte aus den fünfziger Jahren, in denen sie ihre Kindheit erlebte, einen besonderen Erlebnishunger mitgebracht, während die Erwachsenen sich nach »Frieden«, häuslichem Glück und Konsummöglichkeiten sehnten, was ihnen die neue kommunistische Führung auch in allerdingen bescheidenem Masse gewährte. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Sechziger hatten aufgrund der neuen Möglichkeiten zur Mediennutzung den Eindruck, Teil einer globalen Revolution zu sein. Diesen Eindruck bestätigte die konservative Kritik an den neuen Ausdrucksformen auf paradoxe Weise. Sie traf auf eine selbstbewusste, fordernde Generation, die anders als die Kriegsgenerationen optimistisch in die Zukunft blickte und sich von Rückschlägen, Verboten oder Angriffen durch die staatlichen Behörden nicht einschüchtern ließ.

Aber man darf die von Selbstüberhöhung und Mythisierung der eigenen subkulturellen Welt nicht freien Erinnerungen der Träger der ungarischen Beat-Welle auch nicht unkritisch mit der Realität einer ganzen Generation gleichsetzen. Die aktiven »Fans« und ihre Musiker blieben lange eine kleine

Minderheit, wenn auch die Werte und Verhaltensweisen, die sie für Außenstehende repräsentierten, zumindest teilweise in die Gesamtgesellschaft eindringen und sie veränderten. Die Politik der staatlichen Behörden war uneinheitlich und unsicher, mal gab es Verbote, mal wurden Künstler mit Studios, Auftrittsmöglichkeiten und durch Werbung unterstützt. So konnte *Illés*, die Band des gleichnamigen Sängers und Gitarristen 1964 ihre erste Single produzieren. Sie bestand noch ausnahmslos aus nachgespielten Stücken wie die Rock'n'Roll-Nummer »Long Tall Sally« von Little Richard. Vermutlich wollten die Musiker hier noch auf Nummer Sicher gehen, indem sie sich an den bewährten westlichen Vorbildern festhielten. Die »ungarischen Beatles«, wie *Illés* oft genannt wurden, galten auch als die Meister des »Luxemburger Stils« (*luxemburgi stílus*). Es war der damals konkurrenzlose Privatsender Radio Luxemburg, der sich an den Wünschen der Hörer orientierte und über die Blockgrenzen hinweg Europa mit Schlagern belieferte. Die *Illés* hatten wie andere ungarische Nachwuchsbands zuerst mit Dixieland und italienischen Schlagern begonnen. Celentanos frühe Rock'n'Roll-Auftritte hatten Fellinis Film »La Dolce Vita« bekannt gemacht, doch auch die Schweizer Schlagersänger Vico Torriani und Caterina Valente waren in Ungarn populär. Anfang der Sechziger ließen sie aber zunehmend die E-Gitarren à la *Shadows* erklingen, womit sie ihrem späteren Sound bereits sehr nahe kamen.

Bereits ab Mitte der Sechziger zählten *Illés* zusammen mit *Omega* und *Metró* zu den drei großen ungarischen Beatgruppen. Eine Schlüsselfigur bei der Popularisierung der Beatmusik spielte eine Sängerin, Zsuzsa Koncz, die ebenfalls später zu den über den Ostblock hinaus bekannten Popmusikern Ungarns gehören sollte. Koncz, Gymnasiastin aus Budapest, war erstmals 1962 mit einer Schulkameradin in der sehr populären Fernsehshow »*Ki mit tud?*« (Wer kann was?) aufgetreten, in der Nachwuchstalente und Amateure von einer Jury und dem Publikum bewertet wurden. Das Fernsehen, das seine Abonnentenzahlen im Laufe des Jahrzehnts verzehnfachen sollte, beförderte mit seiner steigenden Nachfrage nach Unterhaltungs- und Musiksendungen langfristig die Beat-Welle, auch wenn es bis 1965 warten musste, bis mit »*Halló fiúk, halló lányok*« (Hallo Jungs, hallo Mädchen) die erste »*tinédzser*«-Show ausgestrahlt wurde. Ein »Skandal«, ausgelöst durch die Gruppe *Metró* und ein spontan Twist tanzendes Paar führte noch 1962 dazu, dass Beatgruppen für einige Monate nicht mehr bei »*Ki mit tud?*« auftreten durften.

Doch solche Skandale verschafften den Beat-Anhängern nur weiteren Zulauf. Ebenso scheiterte 1963 der Versuch des Kommunistischen Jugendverbandes KISZ, durch eine große Party in der Budapester Petöfi-Sporthalle, zu der *Illés*, *Metró*, *Omega* und andere Bands zum Tanz aufspielen durften, den Beat unter ihre Kontrolle zu bringen und zur Popularisierung der »Massenor-

ganisation« zu nutzen. TV und Zeitungen informierten zuvor über das »richtige Verhalten« bei einem Beatkonzert – ein ruhig und gesittet auf Stühlen sitzendes Publikum. Doch als die Jugendfunktionäre, die als Jury die Auswahl der Bands vorgenommen und auf der Bühne Platz genommen hatten, den in »Liverpooler« Stimmung aufgeheizten Jugendlichen die *Benkó Dixieland Band* vorsetzte, wurden die Musiker mit Pfiffen und Buhrufen empfangen und mit faulen Eiern, Tomaten und Gegenständen vertrieben. Die Polizei verhaftete einige »*Huligáns*« und steckte sie »zur Abschreckung« für 20–30 Tage ins Gefängnis. Nach dem »Skandalkonzert« machten die Behörden Bandleader Lajos Illés zum Sündenbock.

1964 registrierte die Polizei in Budapest über 250 Beatgruppen. Ein Jahr später nahm auch das ungarische Radio – in Konkurrenz zur beliebten »*Teenager Party*« von Radio Free Europe – zwei Jugendsendungen ins Programm auf, deren Titel »*Vasárnapi koktél*« (Sonntagscocktail) und »*Csak fiataloknak*« (Nur für Jugendliche!) vielsagend waren und deren DJs neben Schlagerkapellen erstmals auch die Singles ungarischer Beatgruppen auflegten. Ähnlich wie in Italien, gelang es auch in Ungarn, den Generationskonflikt durch gemeinsam von der gesamten Familien mitverfolgte TV-Veranstaltungen abzumildern. Auf dem »*Táncdalfesztivál*« (Tanzmusikfestival) sollte jeder Geschmack zwischen Schnulze, Schlager und Beat bedient werden. Das Festival von San Remo war das große Vorbild des 1966 erstmals landesweit ausgetragenen Wettbewerbs, an dem 650.000 Zuschauer mit ihrer Stimmabgabe teilnahmen. Der Beat blieb allerdings Randerscheinung und einige Musiker sahen sich gezwungen, ihre Musik durch Schlagelemente populärer zu gestalten, so dass auch sie eine Chance bekamen. Ein Jahr später trat Zsuzsa Koncz, die äußerst charmante Sängerin, die inzwischen ein Jurastudium aufgenommen hatte, mit den drei »großen« Beatgruppen der hauptstädtischen Gymnasien im ersten ungarischen Teenager-Beat-Film »Diese Jugend!« (*Azok a fiatalok!*) auf. Darin mimte Koncz die Sängerin einer Beat-Gruppe, in die sich ein einsamer Abiturient und Nachbarjunge unglücklich verliebt. Bei einem großen Konzertauftritt seines Schwarms lernt er jedoch sein »Mädchen« kennen, das anders als der Teenie-Star Zsuzsa erreichbar ist.

Der Beat ermöglichte es, eine neue Sprache des Gefühls zu entwickeln, die sich auf symbolbeladene Töne, Sounds, Gesten, Kleidungsstücke, Frisuren bezog und durch Kombinationen und kontextuelle Veränderungen wieder unendlich viele Kommunikationsvarianten hervorbringen konnte. *Omega* gaben sich von Anfang an ein »härteres« Image als *Illés*. Ihre erste Single war auch eine Coverversion des *Rolling-Stones*-Hits »Paint it Black«, was vermuten lässt, dass sie es auf den inoffiziellen Titel der »ungarischen Stones« abgesehen hatten, doch entwickelten sie sich bald eher in Richtung der englischen Hardrock-

Band *Deep Purple*. Die Rivalität zwischen den Beatles und den Rolling Stones, die von den Medien und Fans mit großem Aufwand zelebriert wurde, konnte so im kleinen Ungarn nachgespielt werden. Die Popkultur lebte von ihrer selbstproduzierten widersprüchlichen Vielfalt, die wiederum weitere Vielfalt hervorbrachte – so dass sich möglichst viele unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten und Identifikationsmuster ergaben. Bandleader der »*Metró együttes*« war Zoran Sztevanovity, der 1942 geborene und in Ungarn aufgewachsene Sohn eines jugoslawischen Diplomaten. Er gründete 1960 auf dem renommierten Attila-József-Gymnasium die Band »*Zenith*«, die sich bald »*Metró*« nannte und berühmt wurde. 1967 erschien die Musik von Zsuzsa Koncz zusammen mit *Illés*, *Omega* und *Metró* auch als Soundtrack-LP des erwähnten Films »*Azok a fiatalok!*«. 1969 brachten die drei Bands jeweils einzelne LPs heraus. Inzwischen hatten auch andere Beatgruppen Singles und LPs auf den rasch wachsenden Markt geworfen, auch Beatles- und Stones-Platten waren erhältlich, wovon man in der DDR nur träumen konnte.

Der Durchbruch der Beatmusik in den ungarischen Medien, auf der Straße und vor allem in den Köpfen der Heranwachsenden schlug eine erste Schneise in einen Wald von Ängsten, Verboten, Konventionen, der die Ausdrucksmöglichkeiten und Selbsterfahrung von Heranwachsenden vor allem in den 1950er Jahren stark begrenzt hatte.

Die seit den Sechzigern eingetretenen Veränderungen in den kleiner werdenden Familien, in der Arbeitswelt und in den expandierenden Gymnasien und Hochschulen gaben der Jugend als eigener Lebensphase mehr Raum, denn das Zeitbudget und die finanziellen Möglichkeiten vergrößerten sich, während die Verpflichtungen gegenüber Verwandten, Eltern und Geschwistern abnahmen. Nach dem Sinken in den ersten Nachkriegsjahren stieg das Heiratsalter wieder deutlich an, was auch mit den längeren Ausbildungszeiten zusammenhing. Immer mehr Paare lebten, wenn sie so glücklich waren und eine der begehrten Wohnungen fanden, nun auch unverheiratet zusammen.

Der allgemeine Zugewinn an Freizeit, der ein diffuses Freiheitsgefühl hervorbrachte, erlaubte es, neue körperliche Erfahrungen zu machen und die Geschlechtervorstellungen zu irritieren. Lange Haare und Jeans wurden als »unisex«-Look getragen, scheinbar Althergebrachtes wie ungarische Folklorehemden und Hirtenflöten mit exotischen, »indisch« aussehenden Seidenblusen und Pumphosen kombiniert. Die »magyarosch« – ungartümelnd – verpackten Produkte der Popmusik passten sich scheinbar an die ideologischen Vorgaben einer Abgrenzung gegen »zersetzende« »amerikanische« Einflüsse an, wie sie auch im näheren Ausland besser verkauft werden konnten. In der zweiten Hälfte der Sechziger hatten sich ungarische Bands im Ostblock bereits ein Vorteil verschaffen können, da sie dem westlichen Original ähnlicher auftraten.

ten konnten. Dies galt besonders für die stärker gegängelten Beatfans der DDR. Bei »Auftritten polnischer und ungarischer Top-Acts« taten sich »ungekann- te Dimensionen« auf. Die Bands aus den »Bruderländern« erhielten hohe Zu- stimmung beim DDR-Publikum und konnten schwerlich aus ideologischen Gründen zensiert werden. Wie Michael Rauhut schrieb, war der »in Weltabge- schiedenheit erkämpfte, quasi ungeteilte Erfolg« der DDR-Gruppen »neu zu de- finieren, kulturpolitischer Provinzialismus hob sich drastisch ins Bewusstsein.« Der DDR-Musiker Herbert Dreilich erinnerte sich an die damaligen Erfah- rungen: »Ziemlich peinlich war es für uns, wenn wir gemeinsame Programme mit ausländischen Gruppen bestritten, vor allem, wenn sie vom Fernsehen auf- gezeichnet wurden. Wir hatten penible Vorschriften hinsichtlich Frisur, Klei- dung und Show zu befolgen, hingegen die anderen die Freiheiten genossen, die sie zur Bedingung für ihre Auftritte hier machten.« Die politische und mediale Öffnung Ungarns zeigte nicht nur im eigenen Land Wirkung.

Doch würde man nur Mythen reproduzieren, wenn man die Liberalisierung der Modepolitik und die Beat-Welle allein als »Befreiung« beschreiben wür- de. Außerdem bedeutete der Durchbruch von 1964/65 keinesfalls, dass Partei, Staat und Popkultur ein für alle mal Frieden geschlossen hätten. Besonders in den achtziger Jahren, als sich in der allgemeinen Krise der Punk ungarischer Spielart ausbreitete, sollte es immer wieder zu Repressionen, Verhaftungen und Zensurmaßnahmen gegen Musiker und Fans kommen.

In seinem sehr erfolgreichen Roman mit dem Titel »Erdachter Report über ein amerikanisches Pop-Festival« von 1971 schildert der ungarische Schrift- steller Tibor Déry die US-amerikanische Jugendkultur als anarchisches Chaos aus Drogen, Sex und Gewalt. Die Hell's Angels erscheinen darin als Wieder- gänger der ungarischen faschistischen »Pfeilkreuzler«. Der Roman, der mit an- tiamerikanischen Klischees durchsetzt war und wohl daher auch in der DDR übersetzt wurde, entfaltete in Ungarn eine ganz paradoxe Wirkung. Nachdem der Stoff zu progressiver Rockmusik verarbeitet und auf LP verbreitet worden war, erhielt er Kultstatus und verlor völlig seine propagandistische Stoßrich- tung. Die Fans ignorierten einfach die wenig überzeugenden, diffamierenden Passagen über die amerikanische Jugendkultur. Hier wirkten typische Mecha- nismen der Popkultur, bei der es nicht auf das genaue Verständnis der Worte ankam, sondern auf deren gefühlsmäßige, assoziative Wirkung.

Andererseits hatte es schon in den Fünfzigern einen ersten, eher männlich als jugendlichen Massenkult gegeben, den das nun erstmals praktisch jeden Haus- halt erreichende Medium Radio (anders als in Deutschland hatte es vor 1945 keine »Volksempfänger« gegeben) mit hervorgebracht hatte: der Kult um die »goldene« ungarische Fußballnationalmannschaft, die aus dem Verein Honvéd

Kispest hervorgegangen war. Das legendäre – für Ungarn »Spiel des Jahrhunderts« genannte – *Meccs* (Match) am 25. November 1953 im Londoner Wembley-Stadion verfolgten Millionen Ungarn am Radio mit, die sich erstmals als »Mediengemeinschaft« wahrnahmen. Das ungarische Team ging nicht nur als erste Gastmannschaft siegreich aus dem Spiel hervor, sondern demütigte die Engländer mit 6: 3 Toren. Seitdem waren Grosics – Buzánszky, Lóránt, Lantos – Bozsik, Zakariás – Budai, Kocsis, Hidegkuti, Puskás, Czibor nationale Helden und die Aufzählung dieser Mannschaft wurde zum Vaterunser jedes ungarischen Fußballfans. Die staatliche Propaganda, die seit 1949 besonders die erfolgreichen Sportarten als Ausdruck der Überlegenheit des sozialistischen Systems feierte – die bereits recht moderne Sportförderung im Horthy-Regime allerdings verschweigend – überschlug sich nun. Das offizielle Organ der Partei, »*Szabad Nép*« schrieb am 26. November 1953: »Es gibt einen Faktor [...], der die Mannschaft zu einer unbesiegbaren Einheit zusammenschmiedete, und das war die Heimatliebe, die feste Entschlossenheit, dem Vertrauen des Volkes mit allen Kräften entsprechen zu wollen [...]. Deshalb ist es kein Zufall, sondern eine Selbstverständlichkeit, dass die erste Mannschaft, die die englische Elf besiegte, ausgerechnet die ungarische war, einem Land entstammend, das sein Volk und seine Jugend in Freiheit mit großartigen Aufbauleistungen sowie patriotischen Taten begeistern kann.«

Besonders Mátyás Rákosi, bis 1953 Diktator und danach weiterhin Parteichef, ließ sich immer wieder mit erfolgreichen und beliebten Sportlern filmen oder photographieren, trat als väterlicher Gönner auf, während die strahlenden Athleten ihrerseits demütig ihre Dankbarkeit gegenüber dem Führer und der Partei äußerten. Die Popularität des Sports wurde durch eine euphorische Berichterstattung noch gesteigert, die von den jubelnden Menschenmengen und der Begeisterung von Vertretern von Staat, Partei, Gewerkschaften und Betrieben sprach. Nachdem das Rückspiel gegen England Anfang 1954 im von Rákosi persönlich eingeweihten Volksstadion (*Népstadion*) in Budapest mit einem unglaublichen 7: 1-Triumph für das ungarische Team endete, schien der Gewinn der Weltmeisterschaft in der Schweiz nur noch eine Formsache. Doch die Inanspruchnahme des Sports, insbesondere der Fußballnationalmannschaft, für die Verbreitung ideologischer Botschaften und die Mischung aus sozialistischem und nationalem Pathos, wie es für den Stalinismus typisch war, sollte sich schon bald als riskant erweisen. Sie mobilisierte starke Emotionen, die nicht ohne weiteres kontrolliert werden konnten.

Nur ein halbes Jahr später erlebte das vier Jahre lang unbesiegte »Goldene Team« in Bern das Unerwartete: Die ungarische Nationalmannschaft unterlag dem wenig bekannten westdeutschen Team im Finale mit 2: 3. Nach dieser als unvorstellbare Katastrophe erlebten Niederlage kam es in Budapest erstmals seit

1948 zu spontanen Demonstrationen und Ausschreitungen. Zehntausende zogen durch eine der großen Straßen der Hauptstadt und warfen Fensterscheiben ein. Der Zug des Nationalteams, den Tausende wütender Schlachtenbummler an der österreichischen Grenze erwarteten, musste umgeleitet, die Mannschaft in ein Trainingslager gebracht werden, bis sich die aufgeheizte Stimmung abgekühlt hatte. Die Hilflosigkeit der Behörden, die Proteste zu unterbinden, machte erstmals Schwächen des Unterdrückungs- und Überwachungssystem sichtbar. Gerüchte wie das, die ungarischen Fußballer hätten den Sieg für ein paar Mercedes Benz an die Herberger-Truppe »verkauft«, zeigen dass bereits 1954 westliche Konsumgüter einen auch symbolisch hohen Wert hatten. Das nächste Medienereignis sollte allerdings noch dramatischer verlaufen und traumatischere Folgen zeitigen: der Aufstand von 1956. Zwei Jahre nach der Fußballkatastrophe kam es erneut zu spontanen, massenhaften Gefühlsausbrüchen in der Hauptstadt, die sich nun allerdings direkt gegen die Partei richteten. In den Jahren nach der traumatischen Niederlage der Revolution begannen die staatlichen Medien, im Rahmen des von Kádár angebotenen neuen »Gesellschaftsvertrages«, neue Inhalte und Formate zu verbreiten. Ab Juni 1959 startete Kossuth Radio die Serie »Familie Szabó« (*Szabó család*), in der die Mitglieder einer »typischen« Budapester Familie ihre Alltagssorgen und ihre Meinungen über die wichtigsten aktuellen innen- und außenpolitischen Ereignisse austauschten. Die Sendung avancierte zu den am meisten gehörten und beliebtesten Programmen der ungarischen Radiogeschichte. Doch sollten die nächsten Jahrzehnte dem Fernsehen gehören, das schon Ende der 1960er Jahre den zentralen Platz in fast jeder ungarischen Wohnung einnehmen sollte.

Dass sich das Leben in fast allen Bereichen der ungarischen Gesellschaft seit 1945 radikal veränderte, hing nur zu einem Teil mit der sozialistischen Staatsform und der mit ihr zusammenhängenden Sozialordnung zusammen. In der gesamten nördlichen Hemisphäre, die man aus westlicher Sicht als »erste« und »zweite« Welt zusammenfasste, veränderte sich das alltägliche Leben und die Art und Weise, dieses zu deuten. Besonders signifikant zeigten sich diese säkularen Veränderungen in den Familien und im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Dabei zeigte sich in Ungarn wie in anderen sozialistischen Staaten zunächst aber eine paradoxe Entwicklung: Die massenhafte Eingliederung von Frauen in Industrie und Landwirtschaft wirkte sich nicht zugunsten einer größeren Gleichheit aus, sondern verstärkte eher männliche Abgrenzungsbestrebungen am Arbeitsplatz und besonders in den Familien. Erst im Zuge

der Entstehung einer modernen Konsumkultur, in der Identitäten stärker über Konsum und Lebensstile konstruiert werden, begannen sich diese Grenzen auch in Ungarn langfristig aufzulockern. Wenn von »sozialistischen Konsumgesellschaften« gesprochen wird, müssen die Unterschiede zu den kapitalistischen Gesellschaften des Westens hervorgehoben werden, mit denen Erstere in Konkurrenz standen. Am ungarischen Beispiel, das nicht zuletzt aufgrund der traumatischen Erfahrungen von 1956 die Chruschtschow'sche Idee einer stärkeren Konsumorientierung der Wirtschaftspolitik beispielhaft für den sowjetischen Bereich versuchte, zeigten sich die Differenzen zum Westen deutlich: Zunächst bedeutete »Konsumgesellschaft« nicht wie im Westen eine neue Phase des Kapitalismus nach der »Industriegesellschaft«, denn die starke Orientierung an Modellen der Industriearbeit blieben in sämtlichen sozialistischen Staaten länger erhalten. Die ungarische konsumorientierte Industriegesellschaft geriet durch die verschiedenen Öffnungen, die sich etwa auf dem Gebiet des Tourismus in und außerhalb des Landes mit einer bemerkenswert hohen Zahl von Westreisen bemerkbar machte, unter einen immer schärferen Konkurrenzdruck gegenüber dem Westen. Je mehr die Führung nämlich westliche oder diesen nachempfundene Konsumgüter zugänglich machte, desto stärker wuchs das Bedürfnis und die Notwendigkeit für Ungarinnen und Ungarn, gemäß der Logik der Konsumgesellschaft, sich durch Konsum sozial zu verorten. Die relativ große Offenheit und die daraus für den sozialistischen Staat sich ergebenden Schwierigkeiten sind schließlich auch auf dem Gebiet von Jugendkultur und Sportereignissen zu beobachten. In Ungarn konnte sich die Beat-Welle der sechziger Jahre stärker ausbreiten als etwa in der DDR, wodurch auch ein innersystemischer Konkurrenzdruck entstand, der sich zugleich an den im Westen produzierten Idealen orientierte. Zu einem Fehlschlag führten alle Versuche, die neuen, auf Individualismus und Konsumhedonismus abzielende, »Jugend« als spezifische soziale und kulturelle Formation propagandistisch auszuschlachten und wieder unter die Kontrolle von Staat und Partei zu zwingen. Die von der Partei lange vernachlässigte Frage von Lebensstilen sollte langfristig zum schwierigsten Problem für den Erhalt des sozialistischen Systems werden. Der massenhafte Kauftourismus von Ungarinnen und Ungarn in Österreich am Tag der Sozialistischen Oktoberrevolution 1988 sollte die Sogkraft des Modells einer unbegrenzten Konsumgesellschaft offenbaren, wie es das Ungarn unter Kádár nur sehr unvollkommen sein konnte.